

Mein Mommsen*

Wann und wo mich der fast bedrohlich ernste Blick des Mannes mit langem weißem Haar erstmals anschaute, ist nicht mehr auszumachen. Nicht einmal, wann und wo eine erste Lektüre einer seiner Schriften stattfand. Es gibt solche nicht zu datierende und nicht zu lokalisierende Urerlebnisse, die eine lange Faszination auslösen. Eine Faszination, die sich durch nähere Bekanntschaft, ausgiebige Lektüre, neue Bilder des spontan Verehrten nur steigert. Die Lust auf Lektüre seiner abgründig gelehrten Forschungen, seiner kühnen Thesen, seiner bissig spöttischen Kritiken, seiner Weltdeutungen wächst mit zunehmender Vertrautheit.

Und nun eine Begegnung von ganz anderer Art: Ein miserabler, arroganter Lehrer in Zürich – dem »Limmatathen« –, in Breslau und Berlin, der für seine Studenten nur Verachtung aufbrachte: »viele arm, die meisten stinken, alle faul«. »Meine Vorlesungen ennuyieren mich und also vermutlich auch mein Publikum.« Ein brücker, überheblicher Mann, der seine Kollegen »Piepmeier« und »Kleinmichel« schalt. »Sie schnupern nach Zitaten, weil es ihnen nicht gegeben ist, im Ganzen zu denken.« Ein unverträglicher Professor – »Schon in der ersten Fakultätssitzung, an der er [in Zürich] teilnahm, sorgte er für Unfrieden« – und ein untreuer Patron, der seine Schüler »schroff bei Seite« zu werfen pflegte. Ein streitsüchtiger, unbeherrschter Zeitgenosse: »Gerade bei Abendgesellschaften konnte es zu peinlichen Szenen kommen, wenn Mommsen nicht nur mehr redete, als er sollte, sondern auch mehr trank, als ihm guttat«, so dass er Gäste und andere mit »wüsten Invektiven« überzog.

Stefan Rebenich hat in seiner schlanken, eleganten Biographie meinen Mommsen nicht

geschont. Bei allem gebührenden Respekt vor Theodor Mommsens Lebenswerk und bei aller Hochachtung vor seinen wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Großtaten gönnt Rebenich ihm keinen Hauch von Sympathie und Sentiment. Von den Erfolgen und Leistungen des Großmeisters berichtet Rebenich ebenso kühl wie er sachlich-streng dessen Untaten und unangenehme Charaktereigenschaften schildert. Rebenichs Mommsen ist ein toter Mommsen, für den der Satz vom ... *nisi bene* nicht gilt. Wenn aber schon keine Apotheose und Hagiographie stattfindet, dann wäre nicht nur von Mommsens Allüren und Arroganzen zu erzählen, sondern davon, was er uns durch eben seine Form von Wissenschaft eingebrockt hat:

Eingebrockt hat er uns nicht nur Akademie-Projekte, welche die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften bis heute beschäftigen.¹ Vermacht hat er uns darüber hinaus eine politisch getränkte Geschichtskonstruktion. Und umgekehrt hat er uns aufgedrängt, die römische Politik in den Kategorien von Recht und Verfassung zu begreifen. Von alledem kann man sich, wenn auch mühsam, befreien, kann die »Römische Geschichte« als Projektion eines liberalen 1848ers lesen² (und genießen) und sein Staatsrecht als »begriffslogisches System« verwerfen³ (und es doch studieren). Die schwerste Last, die Theodor Mommsen uns aufgebürdet hat, aber sind wir keineswegs los. Es sind die bis heute verbindlichen Maßstäbe für seriöse historische Forschung. Und die heißen: immense Arbeit, umfassende Quellen- und Literaturkenntnis, konkrete Programme, langfristige Projekte und ein ganz bestimmtes Verhältnis zur historischen Wahrheit – die es bei Mommsen gibt und

* STEFAN REBENICH, Theodor Mommsen. Eine Biographie, München: C. H. Beck Verlag 2002, 272 S., ISBN 3-406-49295-9

1 So das »Corpus Inscriptionum Latinarum«, das »Griechische Münzwerk«, die »Prosopographia Imperii Romani«, die »Griechischen christlichen Schriftsteller«.

2 E. FLAIG, Im Schlepptau der Masse, in: Rechtshistorisches Journal 12 (1993) 405–442.

3 Vgl. die Auseinandersetzung bei JOCHEN BLEICKEN, Im Schatten Mommsens. Gedanken zu Wolfgang Kunkels Buch über die Ma-

gistratur in der römischen Republik, in: Rechtshistorisches Journal 15 (1996) 3–27.

an die man nur herankommt, wenn man jede Inschrift, jede Nachricht, jede Quellenstelle kennt und versteht. Mit diesem Arbeitsstil hat Mommsen über alle Autorität zu Lebzeiten weit hinaus die Zukunft verpflichtet, beherrscht und dirigiert, hat die Größe von Projekten – »für Mommsen arbeitete jedermann«⁴ –, die eingesetzte, selbstverständlich »entsagungsvolle« Arbeit und das Maß an Selbstverleugnung – das so weit ging, »daß Mommsen spröde chronographische Texte edierte, die er selbst als »chronische Krankheit« bezeichnete« – zu Gradmessern der Wissenschaftlichkeit gemacht. Eben diese Maßstäbe werden heute für Förderungswürdigkeit und Evaluationstauglichkeit angelegt, werden bei Anträgen und Gutachten befolgt und bestimmen ungemindert wissenschaftliche Diskussionen wie auch Nekrologe auf Wissenschaftler.

Lächerlich macht sich, wer meint, Mommsens Maximen aufheben zu können, und mitschuldig an einer nicht mehr hinterfragten Forschungspraxis macht sich, wer nicht sieht, was alles durch sie ausgeschlossen wird: »langfristige Projekte« unterbinden individuelle Einfälle, »entsagungsvolle Kärnerarbeit« verbietet lustvolle Wissenschaft, »konkrete Quellenarbeit« verhindert experimentelles Denken. Der bedrohlich ernste Blick des Mannes mit dem langen weißen Haar hat Generationen von Forschern auf Solidität statt Spontaneität eingeschworen, hat Arbeit statt Aperçu gefordert, hat auf Wissen gepocht und Nichtwissen abgestraft, hat Unterwerfung unter Projekte gefordert und unabhängige Einzelgänger missachtet. Mit alledem hat er die Standards der Wissenschaftlichkeit von Geschichte – die solcher Standards bitter bedurfte – im ausgehenden 19. Jahrhundert gebieterisch errichtet. Doch dieses 19. Jahrhundert quält sich weiter, mag nicht zu Ende kommen, streckt seine Finger bis in das 21. Jahrhundert

aus. Das ist es, mehr als aller hässliche Hochmut, weshalb man Theodor Mommsen zuweilen verwünschen möchte.

Der Stachel sitzt tiefer. Hat doch Mommsen selbst sein erbarmungsloses Wissenschaftsideal immer wieder konterkariert. Geradezu als Ironie auf die von ihm gesetzten und der Umwelt aufoktroierten Maßstäbe historischer Forschung lesen sich nicht nur so manche Passagen der Römischen Geschichte, sondern all jene sprachlichen Kunststücke, intellektuellen Kunstgriffe und apodiktischen Urteile, die er da in Rezensionen, kleinen Abhandlungen und dicken Büchern vollbrachte. Rebenich räsoniert, ob Mommsen sich den Nobelpreis mit »Tendenzhistorie« verdiente, ob der Erfolg auf einer »Lücke auf dem Buchmarkt« beruhte, die der Verleger mit »Gespür für das richtige Thema und für den richtigen Autor« schloss, oder ob Adolf Harnack nebst anderen einflussreichen Gelehrten nachgeholfen hatte. Das mag alles zutreffen. Und beseitigt doch nicht den Verdacht, dass Mommsen, wenn er denn literarisch und intellektuell brillierte, all das selbst verspottete, was seit ihm als die verbindliche Form von Wissenschaft und Wahrheit gilt. Das schürt den Groll auf Theodor Mommsen gerade dann, wenn die Lektüre am schönsten ist. Nimmt er selbst sich doch all die Freiheit der Wissenschaft, die seit seinen Tagen verloren ist, verloren, weil die Nachwelt allein Mommsen dem Zuchtmeister willig folgte und nicht Mommsen dem Zaubermeister. Von diesem ärgerlichen, aufreibenden und anregenden Konflikt zwischen Zucht und Zauber, den mein Mommsen immer noch provoziert, spürt man bei Rebenich wenig. Was nicht wunder nimmt. Wer Mommsen nicht liebt, leidet nicht.

Marie Theres Fögen

4 Eduard Schwartz, zit. bei REBENICH, 123.